

## Bürgers Lenore<sup>\*)</sup> und ihr Verhältnis zur deutschen Volks Sage.

---

Niemals ist ein Erzeugnis der deutschen Muse mit so allgemeiner Begeisterung aufgenommen, keines hat gleich bei seinem Erscheinen eine so große Bewunderung erregt, keines so rasch Eingang in alle Kreise gefunden, als die Lenore von Gottfried August Bürger, jenem hochbegabten, unglücklichen Dichter, der 1747 geboren, 47 Jahre alt, im Jahre 1794 in Not und Elend, das er zum großen Teile selbst verschuldet hatte, wie die Ärzte sagen, an der Lungen-  
schwindsucht, wie wir es nennen würden, „am gebrochenen Herzen“ zu Göttingen verschied. Im Fluge durcheilte das Gedicht ganz Deutschland, mit Jubel ward es von allen Schichten des Volkes, von den niedrigsten bis zu den höchsten begriffen und bald war die Lenore als Lieblingsgedicht in aller Munde. Kein Name der vielen damals schaffenden Geister war populärer als der Bürgers: er hatte bald nach ihrem Erscheinen die Genugthuung, seine

---

<sup>\*)</sup> Vgl. Löwe, Die Sage von Helgi der Hundingstöter. Progr. Strahlen 1877. Henne am Rhyn, Deutsche Volks Sage.

Ballade auf einer Reise in einer an seine Schlafkammer stoßenden Bauernstube vom Schulmeister unter dem lautesten Beifall der ländlichen Zuhörer vorlesen zu hören. Ich erwähne dies, weil Schiller in seiner bekannten, zum Teil ungerichten, jedenfalls aber scharfen Kritik der Bürgerischen Balladen dem hochbegabten Dichter einen Vorwurf macht, den wir anerkennen müssen: daß er die Popularität über die wahre Kunst, über die höhere Schönheit gestellt habe. Es ist wahr: der Dichtergenius, „eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren“, soll „zu dem Volke bildend herniedersteigen, aber auch in der vertrauesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnen.“ Und Bürger vernücht sich in seinem Streben nach Volkstümlichkeit, besonders in den späteren Balladen, oft „mit dem Volke, zu dem er sich herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich heraufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen.“ Doch läßt sich das nicht mit Recht von der Lenore sagen: sie ist im besten Sinne volkstümlich, wie sie denn auch durch Bürgers Bekanntschaft mit dem Volksliede, dieser rührendsten und wärmsten Sprache der Volksseele, veranlaßt war. Für die melodischen, tiefer und einförmiger klingenden Töne der alten Volksballade wäre die damalige Lesewelt nicht reif gewesen, aber die Macht und das Schauerliche der Darstellung, das Ungeheim des Veres und der Sprache rüttelte auch die Trägen auf. So wurde Bürger mit einem Schläge ein Sänger des Volkes.

Die Lenore wurde gedichtet 1773 und erschien im Göttinger Musen-Almanach 1774. Es ist dies nicht gleichgültig. Denn gleichzeitig mit ihr entstanden noch zwei

Haupt- und Meisterwerke im Gebiete der dichterischen Produktion, die einen lange vorbereiteten Umschwung in dem Bildungsgange unserer schönen Litteratur wie mit einem Schläge entschieden: Goethes Götz von Berlichingen 1773 und desselben Dichters: Die Leiden des jungen Werther 1774. Ein Einfluß des ersteren auf die Entstehung der Lenore ist zweifellos.\*)

Es ist eine oft wiederholte Behauptung, daß wir die Bürgerischen Balladen der Bekanntschaft des Dichters mit der schönen Sammlung altenglischer und schottischer Volksballaden von Percy aus dem Jahre 1765 verdanken, die er 1772 oder 1773 machte und die in der That entscheidend für seine Poesie wurde. Percys Sammlung war nun Bürgers Handbuch, sie verdrängte jede andere Lektüre, stellte jedes andere Muster in den Hintergrund. Aber er hatte doch schon eine Selbständigkeit erlangt, als diese reiche Quelle von Poesie ihm entgegenprang; er war schon ein namhafter Dichter. Hier fand er Kraft und Natur, ungehemmte Empfindung, männlichen Sinn, innere poetische Gliederung, vor allem aber, woran es der deutschen Litteratur seit ihrem Wiederbeginn noch gänzlich gefehlt hatte, poetischen Stoff. Was war denn bis dahin die ganze lyrische Poesie der Deutschen gewesen? Selten Empfindungen, häufiger erbauliche Betrachtungen, dazwischen lehrhafte Fabeln, höchstens moralische Erzählungen: von Ereignis, von Situation, kurz von Darstellung hatte man nicht den schwächsten Begriff. Daß Geschichten sich sangbar vortragen lassen, daß sie ernst und groß und doch kurz und

\*) Gude, S. 101.

einfach dem Herzen der Hörer nahe zu bringen sind, davon fehlte durchaus die Vorstellung. Ein wie geringes Verständnis selbst unter Bürgers Freunden, den Dichtern des Göttinger Hainbundes, über die Balladenpoesie herrschte, beweisen Göltys Worte an Voß: „Mir kommt ein Balladenfänger wie ein Harlequin oder wie ein Mensch mit dem Naritätenkasten vor.“ Man hielt die Sagen des Volkes insgesamt, auch die edelsten, für ungereimte Geschichten, die der Dichter mit Hilfe seines Witzes in ernsthaft-lachendem Tone so auszuschnücken habe, daß sie dem Leser Vergnügen bereiteten, nicht aber sie so darzustellen, daß sie den Eindruck des wirklich Geschehenen machten. Die Versuche, in burlesker Weise die Bänkelsängerei Gebildeten aufzutischen, konnten nur umso mehr von dem Gedanken entfernen, daß auch hier ein unbekanntes Gebiet der tiefsten und höchsten Poesie liege. Bürger betrat mit seiner Lenore eine neue Bahn und er hat sich keineswegs unfrei und in slavischer Abhängigkeit von seinem Vorbilde erhalten.

Die Deutschen würden ohne Zweifel eine nicht minder reiche Volks- und Balladenpoesie aufweisen können, als England und Schottland, wenn sie zeitig genug auf die Gefänge des Volkes geachtet und nicht über der gelehrten Poesie sich von ihnen abgewendet hätten, ja, wenn sie nur noch um die gleiche Zeit wie Percy in allen deutschen Gauen ein Ohr für solche Klänge gehabt hätten. Allein eben dieses Ohr mußte erst bei ihnen geweckt werden. Es geschah dieses zuerst von unserem großen Landsmann Herder und dann von Bürger, allein von beiden in verschiedener Art: denn jener sammelte und dieser dichtete.

Die Behauptung, daß die von Percy gesammelten

Volksballaden die Vorbilder der Bürgersehen seien, gilt gerade von der Lenore, wie wir nachher sehen werden, nur in gewissem Sinne, während andere, wie der Bruder Graurock, die burleske und derbe Ballade Frau Schnips, die Entführung, und der Kaiser und der Abt (bei Percy King John and the abbot of Canterbury) sich enger an die Originale anschließen: das englische Vorbild, aus dem die Lenore hervorgegangen sein soll, ist die Ballade von Wilhelm und Margarete, die von Herder in seinen Blättern von deutscher Art und Kunst 1773 in freier Übersetzung mitgeteilt wurde. Die folgende treuere Übersetzung ist von Wilh. Wackernagel. \*)

Es kam ein Geist vor Margrets Thür  
Mit Stöhnen und mit Schrei'n,  
Er drehte und klopfte an ihrem Schloß:  
Sie rief ihm nicht herein.

„Ist das mein Vater Philipp?  
Oder ist's mein Bruder Johann?  
Oder ist's mein Treulieb Wilhelm,  
Von Schottland kommen an?“

„Es ist nicht dein Vater Philipp,  
Es ist nicht dein Bruder Johann;  
Es ist dein Treulieb Wilhelm,  
Von Schottland kommen an.

O süß Margret, o lieb Margret,  
Ich fleh dich, sprich zu mir,  
Gieb mir die Lieb und Treu zurück,  
Die ich gegeben dir.“

\*) Wilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes.

„Die Lieb und Treu bekommst du nicht,  
Die geb ich nimmer hin,  
Bis du in meine Kammer kommst,  
Mir küssest Wang und Kinn.“

„Käm ich zu dir ins Kämmerlein,  
Ich bin kein ird'scher Mann,  
Und küßt ich deinen roten Mund,  
Dein Ende käm heran.“

O süß Margret, o lieb Margret,  
Ich fleh dich, sprich zu mir,  
Gieb mir die Lieb und Treu zurück,  
Die ich gegeben dir.“

„Deine Lieb und Treu bekommst du nicht,  
Die geb ich nimmer hin,  
Bis du mich über den Kirchhof führst,  
Mich nimmst zur Ehgattin.“

„In einem Kirchhof über Meer  
Ist begraben mein Gebein;  
Der jezo zu dir spricht, Margret,  
Das ist mein Geist allein.“

Sie streckte aus ihre weiße Hand  
Und sprach ihm freundlich zu:  
„Nimm deine Lieb und Treu zurück,  
Gott schenke dir die Ruh!“

Sie schürzte die Kleider sich empor  
Bis nah an ihre Knie,  
Und durch die lange Winternacht  
Ging hinter der Leiche sie.

„Wilhelm, ist Raum zu Haupte dir  
Oder Raum zu den Füßen dein,  
Oder ist an deiner Seite Raum,  
Daß ich da mag schlüpfen ein?“

„Margret, kein Raum ist mir zu Haupt,  
Kein Raum zu den Füßen mein,  
Auch ist kein Raum zur Seite mir,  
Ganz eng ist nur mein Schrein.“

Da krächte der rote, rote Hahn,  
Da krächte der graue so hell.  
„'s ist Zeit, 's ist Zeit, mein lieb Margret,  
Nun geh von himmen schnell!“

Nicht sprach er mehr zu Margret;  
Mit Stöhnen und mit Schrei'n  
Schwand das Gespenst im Nebel hin  
Und ließ sie ganz allein.

„O bleib, mein einzig Treulieb, bleib!“  
Rief Treu-Margret, „o bleib!“  
Ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach,  
Tot lag ihr holder Leib.

Allein dies kann nicht der einzige Anstoß zu Bürgers unsterblichem Gedicht gewesen sein, wenn es auch mit ihm den Gedanken, daß treue Liebe über Grab und Tod dauert, und den Namen Wilhelm gemeinsam hat. Auch hier folgt Margret ihrem Geliebten durch die lange Winternacht nach, bis er in Nebel verschwindet, weil der Tag dämmert und die Hähne krähen. „Ihre Wange erbleichte, ihr Auge brach, tot lag ihr holder Leib.“ Allein hier giebt sich der Tote gleich als solcher kund. Entgeglicher ist es, wenn der dem andern unbewußt Gestorbene seinen Tod verhehlt, Leben lügt und mit dem andern Liebesworte tauscht, bis er endlich als Bote des Todes dasteht. Und diesen grau- fügen Zug hat der Dichter nicht aus der englischen Ballade. Ist er nun Bürgers Eigentum? Nein, er gehört einer in Deutschland weit verbreiteten Sage an: eine Thatsache,

durch die des Dichters Verdienst keineswegs geschmälert wird, denn dieses besteht nicht in der Erfindung des Stoffes, sondern in der Behandlung.

Bürger hat öfters zu Freunden geäußert, daß er einmal im Mondschein ein Banernmädchen diese Verse: „Der Mond, der scheint so helle, die Toten reiten so schnelle, dein Liebchen graut dir nicht?“ habe singen hören, welche er aus seinem Ohr und Geist nicht wieder verwischen konnte und vor denen er nur Ruhe fand, indem er seine berühmte Ballade dichtete. Während ein Sammler dem übrigen Zusammenhange eifrig nachgeforscht haben würde, ging er als Dichter einen anderen Weg: er that selbst in seiner regen Phantasie das Fehlende hinzu. — Die erste große Sammlung deutscher Volkslieder von Achim v. Arnim und Clemens Brentano vom Jahre 1808, die den sonderbaren Titel führt „Des Knaben Wunderhorn“, giebt uns auch, freilich in abweichender Form, das ganze Lied (S. 302).\*)

Es stehn die Stern am Himmel,  
Es scheint der Mond so hell,  
Die Toten reiten schnell:

Wach auf, mein Schatz, dein Fenster,  
Laß mich zu dir hinein,  
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn, der thät schon krähen,  
Er singt bis an den Tag,  
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten,  
Zweihundert Meilen weit  
Muß ich noch reiten heut;

\*) Wilmar, S. 152.

Herzallerliebste meine!  
Komm setz dich auf mein Pferd,  
Der Weg ist reitenswert:

Dort drin im Ungarlande  
Hab ich ein kleines Haus,  
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Haide,  
Da ist mein Haus gebaut,  
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten,  
Komm, Schatz, zu mir herauf,  
Weil fort geht unser Lauf.

Die Sternlein thun uns leuchten,  
Es scheint der Mond so hell!  
Die Toten reiten schnell.

Wo willst mich denn hinführen?  
Ach Gott, was hast gedacht,  
Wohl in der finstern Nacht?

Mit dir kann ich nicht reiten,  
Dein Bettlein ist nicht breit,  
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,  
Herzallerliebster, schlaf!  
Bis an den jüngsten Tag.

Wir kennen jetzt in mehr als einer Gestalt den volksmäßigen Gesang, dem die von Bürger vernommenen Zeilen angehörten. Aber dieses Volkslied unterscheidet sich in einem Stücke vollständig von mehreren anderen, die denselben Sagenstoff behandeln, und von der Bürger'schen Lenore: in dem leeren, alles aufhebenden Schlusse, der unmöglich der ursprüngliche sein kann. Doch hat ganz

dieselbe Wendung ein schwedisches Volkslied, dessen folgende Uebersetzung von Hoffmann von Fallersleben herrührt:\*)

Klein Christel und ihre Mutter legten Gold auf die Bahr;  
Klein Christel weint ihren Bräutigam aus dem Grab hervor.

Es klopft an die Thür mit den Fingern klein:  
„Steh auf, klein Christel, und laß mich ein!“

„Mit keinem hab ich Verlöbniß gemacht,  
Und keinen laß ich ein bei Nacht.“

„Steh auf, klein Christel, den Riegel entschieb,  
Ich bin der Jungknab, der einst dir so lieb.“

Die Jungfrau erhebt sich, kommt eilig herfür,  
Entschiebt den Riegel und öffnet die Thür.

Sie setzt ihn auf den gülden Schrein,  
Sie badet die Füß' ihm im klarsten Wein.

Sie breiten die Polster wohl unter sich her,  
Sie kosen soviel, sie schlafen nicht mehr.

Nun aber beginnen die Hähne zu kräh'n,  
Die Toten, sie müssen nun heime geh'n.

Und die Jungfrau steht auf, beschuht sich alsbald,  
Sie folget dem Jungknab durch den langen Wald.

Und als sie den Kirchhof haben erreicht,  
Des Knaben Goldhaar plötzlich erbleicht.

„Und schau, schöne Jungfrau, wie der Mond dort prangt!“  
Und der Jungknab schnell vor ihr verschwand.

Da setzt sie sich nieder wohl auf sein Grab:  
„Hier sitz ich, bis Gott mich ruft ab.“

Und Antwort gab der junge Knab:  
„Geh heim, klein Christel, geh heim, laß ab!“

\*) Bismar, S. 154.

So manchmal dir hier eine Thrän' entquillt,  
So wird mein Sarg mit Blute gefüllt.

So manchmal auf Erden dein Herz sich freut,  
So wird mein Grab mit Rosen bestreut.“

! Ebenso nichtslegend ist der Schluß eines deutschen,  
am Rheine einheimischen Volksliedes:\*)

„Nun ade, mein herzlieb Schätzlein,  
Jetzt muß ich scheiden von dir,  
Bis auf den andern Sommer,  
Dann komm ich wieder zu dir!“

Und als das Jahr verfloßen war:  
Die Zeit fällt mir so lang,  
So muß ich wieder nach Hause geh'n  
Zu meinem Schätzlein.

Und als ich in die Stuben trat,  
Dem Schätzlein sing ich an:  
„O großer Gott vom Himmel,  
Wo ist mein Schätzlein?“

„Dein Schätzlein ist gestorben,  
Heut ist der dritte Tag.“  
„So muß ich mein Schätzlein suchen  
Bis auf den Kirchhof hin.“

Und als ich auf den Kirchhof kam,  
Den Grabstein schaut' ich an;  
So mußt' ich mein Schätzlein rufen,  
Bis es mir Antwort gab:

„Ach Schatz, bleib du da draußen,  
Hier ist die dunkle Nacht,  
Man hört kein Glöcklein klingen,  
Man hört kein Vöglein pfeifen,  
Man sieht weder Sonn' noch Mond.“

\*) Bismar, S. 155.

Es ist in diesen drei Liedern jenem finstern heidnischen Totenverkehr gegenüber das wenn auch dunkle, doch sicher schon christliche Gefühl ausgesprochen, daß mit den Toten keine irdische Gemeinschaft mehr zu halten sei. In den Liedern, welche die ältere, noch nicht vom Christentume gemilderte Form bewahrt haben, liegt der Gedanke, daß die Liebe über den Tod hinausreicht, und daß der Geliebte sein gegebenes Wort, das Versprechen der Abholung, auch noch im Tode hält: es ist also eine schauerliche Verklärung der Liebe. Was vermag der Tod gegen ein Wechselgelübde der Liebe und Treue? Die Seele des Verstorbenen gehört nicht ihm allein zu: sie ist einer anderen noch nicht dahingegangenen verpfändet; und auch den Überlebenden kann der Tod nicht von einem Gelübde entbinden, das für die Ewigkeit gegeben ist. Die Liebe ist stärker als der Tod; die Mitternacht ruft den Verstorbenen, Wort zu halten; er findet unten keine Ruhe und gönnt keine dem oben Zurückgebliebenen, bis er ihm seine Treue gelöst hat, bis auch dieser gestorben und so aufs neue mit ihm vereinigt ist.

Da ist zunächst das dänische Lied von Hage und Else, das ich in Wilh. Grimms Übersetzung aus den „Altdänischen Heldenliedern“ mitteile:\*)

„Das war der Ritter, Herr Hage:  
Der ritt zur Insel weit,  
Verlobte sich Jungfrau Else,  
So eine schöne Maid,  
Verlobte sich Jungfrau Else  
Mit rotem Golde wert:  
Danach am Monatstage  
Lag er in kühler Erd.

\*) Sittmar, S. 145.

Da war der Jungfrau Else  
Ihr Herz von Sorgen wund:  
Das hörte der Ritter Herr Hage  
Tief unter schwarzem Grund:  
Da nahm der Ritter Herr Hage  
Den Sarg auf seinen Rücken,  
Schwangte zu ihrem Kämmerlein,  
Ihm selbst ein schwer Geschick.

Er klopft an die Thür mit dem Sarge,  
Weil er keine Haut hatt' an:  
„Höre du Jungfrau Else,  
Thu auf deinem Bräutigam!“  
Da sprach die Jungfrau Else:  
„Ich schließ meine Thür nicht auf,  
Bis du kannst Jesu Namen nennen,  
Wie du gekonnt sonst auch.“

„Jedesmal, das du dich freuest  
Und dir dein Mut ist froh,  
Da ist mein Sarg gefüllet  
Mit Rosenblättern rot;  
Jedesmal du bist voll Sorgen  
Und dir ist schwer dein Mut,  
Da ist mein Sarg gefüllet  
Ganz mit geronnenem Blut.

Es kräht der Hahn, der rote,  
Da will ich fort ins Grab:  
Ins Grab müssen alle Toten,  
Da folg ich mit hinab;  
Schau du zu dem Himmel  
Und zu den Sternlein auf:  
Da kannst du schauen, wie sachte  
Die Nacht wird ziehen herauf.“

Das war die Jungfrau Else:  
 Die schaute die Sternlein an;  
 Ins Grab versank der Tote,  
 Gar nimmer sie ihn sah.  
 Heim ging die Jungfrau Else,  
 Ihr Herz von Sorgen wund:  
 Darnach am Monatstage  
 Lag sie im schwarzen Grund.“

Man muß die lückenhafte Erzählung so ergänzen, daß Else ihren Bräutigam zum Kirchhof begleitet hat, ebenso wie Margret in der schottischen Ballade. Das dänische Lied enthält zunächst den Gedanken, daß der Tote beunruhigt wird durch den übermäßigen Schmerz der verlassenen Geliebten, ein Gedanke, der in sehr vielen deutschen Volksmärchen, deutschen, littauischen, serbischen, italienischen, isländischen (altnordischen), neugriechischen Liedern ausgesprochen ist. Die Wehklage weckt die Toten auf; jede Thräne, die über ihrem Grabe vergossen wird, fällt ihnen schwer auf die kalte Brust, daß sie aus dem Schlafe auffahren, und ihre Leichenhenden werden naß vom vielen Weinen. Sie möchten gern das alte Leben verschlafen und vergessen; aber die Liebe mahnt sie wider ihren Willen: das Kind wird von der Mutter, die Mutter vom Kinde, der Gatte von der Gattin noch auf einige Zeit an das Leben gefesselt. Aber das Lied von Mäge und Else enthält auch die Erfüllung des Wechselgelübdes: „Danach am Monatstage lag sie im schwarzen Grund.“

Hierher gehört ferner ein Lied aus dem mährischen Kuhländchen, das mit der Lenore den Zug gemeinsam hat, daß der Tote seinen Tod verhehlt und Leben lügt. Aber in diesem Liede ist die Darstellung tröstlich: in dem

Augenblicke, wo das Mädchen ihrem Geliebten die Hand reicht, ist es um sie geschehen, und der Tod hat seine Beute; aber es ist ein Segen für sie: nun kommt sie mit ihrem grünen Kränzlein in den Himmel. \*)

Es ging ein Knäblein fachte  
 Wohl an das Fensterlein:  
 „Schön Liebchen, bist du drinnen?  
 Steh auf und laß mich ein.“

„Ich kann mit dir wohl sprechen,  
 Einlassen darf ich dich nicht;  
 Bin schon mit einem versprochen,  
 Keinen andern mag ich nicht.“

„Mit dem du bist versprochen,  
 Schön Liebchen, der bin ich;  
 Reich mir dein schneeweiß Händchen,  
 Vielleicht erkennst du mich.“

„Du riechst mir ja nach Erde,  
 Vermeine, du bist der Tod.“  
 „Soll ich nicht riechen nach Erde,  
 Wenn ich habe drunter gelegen?“

Weck auf deinen Vater und Mutter,  
 Weck auf die Freunde dein;  
 Grün Kränzlein sollst du tragen  
 Bis in den Himmel hinein.“

Beide Gestaltungen, die, in welchen der Lebende mit hinabgenommen wird in die Gruft, und die, in welcher diese Todesgemeinschaft abgewiesen wird, sind volksmäßig, nur ist die erste heidnisch, die andere christlich. — Die Sage, die Bürger aus dem Munde eines Bauernmädchens vernahm, und die Verse:

\*) Wilmar, S. 156.



„Der Mond, der scheint so helle,  
Die Toten reiten so schnelle,  
Seins Liebchen, graut dir nicht?“

beruhten sicherlich auf einem verlorenen Volksliede, dessen gemeinsames Vorhandensein bei fast allen germanischen Völkern durch die Wiederkehr dieser Verszeilen zur Gewißheit gemacht wird. Von den vielen Zeugnissen der profanischen Auflösung, aber mit Beibehaltung der obigen Reimzeilen, will ich hier nur eines für das Plattdeutsche aus dem Munde eines alten, 75jährigen Mannes erwähnen, von dem in der Neuen berlinischen Monatschrift 1799 Mitteilung gemacht wird. \*) Der Gang der Erzählung ist folgender: Der Geliebte geht unter die Soldaten. Er wird getötet und erscheint nachts an der Thür seiner Geliebten, wo er leise anklopft. Sie fragt, wer da sei? Dyn Lef is där, lautet die Antwort. Sie geht hinaus, setzt sich hinter ihn aufs Pferd, und sie sprengen im schnellsten Galopp davon. Nun sagt der Geist genau mit den nämlichen Worten:

„De Mond, de schynt so helle,  
De Doden ryet so suelle.  
Fyns Lefken, gruwet dy ök?“

Sie antwortet: Wat schol mÿ gruweln! du büit ja hÿ mÿ! Endlich reitet er auf einen Kirchhof. Die Gräber öffnen sich; Pferd und Reiter werden verschlungen. Das Mädchen bleibt zurück in Nacht und Finsternis. — Sapperment! et schole êu wol gruweln! pflegte der Alte launig hinzuzusetzen.

Aber könnte dieses Lied, dessen ehemalige weiterver-

\*) Hoffmann von Fallersleben in Haupt, Altdeutsche Blätter I 204.

breitete Existenz erwiesen ist, auch abgesehen von dem weniger graufigen Schlusse, den es in anderen Gegenden wohl gehabt haben wird, — könnte dieses Lied als das Original der Leonore gelten? Ebenjowenig, als die schottische Ballade aus Percys Sammlung. Denn die Leonore hat einen durchaus anderen, einen grausenhafteren und trostloseren Sinn.

Bürger ist bei dem tief empfundenen Volksglauben, daß übermäßige Thränen den Toten auf die Erde zurückführen, nicht stehen geblieben; auch nimmt bei ihm das trügerische Gespenst die Geliebte nicht darum mit sich, um wenigstens im Tode die Vereinigung zu feiern, die ihnen im Leben nicht vergönnt war, wie in einigen der oben mitgetheilten Volksliedern, sondern hier in der Leonore gewinnt das Fluchen, die Gotteslästerung die Oberhand, und die gespenstische Abholung erscheint als Strafe dafür: der Geliebte tritt als himmlischer Rächer auf, um für Lenorens Frevel, für ihr verzweifelndes Hadern mit Gott ihr junges Leben hinzupferen. Nachdem sie alle Schauer und Schrecken eines sündhaften Todes durchgemacht hat, giebt sich der wilde Reiter gar als der Tod selbst zu erkennen, der sich in Wilhelms Geist nur gekleidet hat.

Ha sieh, ha sieh im Augenblick —  
Du hu ein gräßlich Wunder —  
Des Reiters Koller Stück für Stück  
Fällt ab wie mürber Zunder.  
Zum Schädel ohne Zopf und Schopf,  
Zum nackten Schädel wird sein Kopf,  
Sein Körper zum Gerippe  
Mit Stundenglas und Hippe.

Diese Verwandlung des toten Geliebten in den leibhaftigen Tod, der das Rächeramt an der Frevlerin übt, — ein Zug, der der Volksfage durchaus fremd ist — möchte ich als einen Fehler des herrlichen Gedichts bezeichnen, aber als den einzigen.

Lenorens Lauf ist hienieden vollendet; es hat sich erfüllt, was sie gewünscht:

Lösch aus, mein Licht, auf ewig aus!  
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!

Sie, welche die Ergebung, die alles Weh mutig duldet, nicht finden konnte, hat die unvermeidliche Strafe ihrer frevelhaften Vermeßtheit durch den entsetzlichsten Todeskampf büßen müssen:

Lenorens Herz mit Beben  
Klang zwischen Tod und Leben.

Wir scheiden von ihr an der stummen Pforte des Todes, von wo keine Antwort herübertönt, wo aller täuschende Schein verschwindet, kein Eigenwille mehr gilt, und auch der Dichter nichts weiter zu sagen hat. Eine ganze Welt von Ahnungen weckend, schließt er in großartiger Weise seine Ballade mit den Worten, die warnend an jedes Menschen Herz klopfen:

Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht,  
Mit Gott im Himmel hadre nicht.  
Des Leibes bist du ledig.  
Gott sei der Seele gnädig!

